



Das Museum

Foto: Creaviva, Monika Flückiger

Vom Kuriositätenkabinett zum kulturellen Spielplatz.

Text: Katharina Kellerhals

Historisches Museum 1. Stock: Beflissen zeichnend sitzen Schülerinnen auf Klapfstühlen im Halbkreis, in der Mitte die antike Vase. Während der Lehrer sich eine Pause gönnt und die Aufsicht eingeknickt ist, haben die Buben wenig Lust, alte Scherben abzuzeichnen, vielmehr sind sie überzeugt, dass die Ritterrüstungen einfach unmöglich nur zum Abstauben herumstehen sollten. Mutig versucht der Wrigley, den auffallend glänzenden Helm mit dem aufklappbaren Visier über seinen etwas zu grossen Kopf zu stülpen, er murkst und will schon aufgeben – da haut der Gasser Wale mit dem Morgenstern obendrauf...

Wer kennt sie nicht, die Tragödie aus dem Berner Klassiker «Mein Name ist Eugen». Die Zeiten, in denen unvorbereitete Lehrpersonen in der letzten Schulstunde vor den Ferien ihre Klasse – Ruhe, Nichtberühren! – durch die ganze Ausstellung trieben, sind vorbei. Die Institution Museum, heute «eine gemeinnützige, auf Dauer angelegte, der Öffentlichkeit zugängliche Einrichtung im Dienste der Gesellschaft und ihrer Entwicklung», hat einen grossen Wandel erlebt. In ungefähr tausend Schweizer Museen können «materielle und immaterielle Zeugnisse von Menschen und ihrer Umwelt» bestaunt werden. Etwa acht Millionen Eintritte verzeichnet das Bundesamt für

Statistik (BFS) im Jahr 2020. Das heisst, jede Einwohnerin und jeder Einwohner der Schweiz suchte in diesem Jahr durchschnittlich ein Museum auf.

Macht und Wertesicherung

Die Erfolgsgeschichte des Museums beginnt mit der weltlichen Neugier des Menschen und der grossen Antikenbegeisterung in der Renaissance. Unermessliche Preziosen aus Gold und Edelsteinen, Raritäten, Kuriositäten und Beutestücke aller Art lagerten in Schatzkammern von Herrscherhäusern und Kirchen. Papst Pius IV. liess die erste öffentliche Sammlung von Skulpturen, darunter die berühmte römische Wölfin, auf dem Kapitol in Rom anlegen. Den Ort, wo Dinge gesammelt, sortiert, systematisiert und gezeigt wurden, nannte man fortan Museum (griechisch *museo*, Ort der Musen). Wenn eine Epoche vorbei ist – so die Geschichtswissenschaft –, werden nostalgische Sammlungen angelegt. In diesem Sinn reflektiert jede Sammeltätigkeit vorerst vergangene Interessen der «Macht und Wertesicherung». Das illustriert der Louvre, das weltweit wohl berühmteste Museum, das aus den gesellschaftlichen Umbrüchen der französischen Revolution hervorgegangen ist. Hier wurden die Sammlungen zum öffentlichen Bildungsgut erklärt. Ab dem 17. Jahrhundert eroberten all-

gemein zugängliche Sammlungen dieser Art den europäischen Kontinent. Die Sammlungen der niederländischen Handelsimperien führten mit neuen naturwissenschaftlich-geologischen Erkenntnissen zur Gründung botanischer Gärten. Naturwissenschaftliche Erkenntnisse und Tierpräparate, Innovationen technischer und kunsthandwerklich-kultureller Art oder – im Zeitalter der Nationenbildung – nationalgeschichtlich geprägte Sammlungen wurden auch an Gewerbeschauen und Weltausstellungen präsentiert und später in Museen gelagert. So entstanden in Europa bis Ende des 19. Jahrhunderts rund 1000 Museen.

Der junge Schweizer Bundesstaat tat sich schwer mit der Errichtung eines Landesmuseums, da – nach föderalistischer Manier – jeder Kanton auf der Präsentation seiner je eigenen Denkmäler und identitätsstiftenden Objekte beharrte. Nach heftigen Auseinandersetzungen um den Standort konnte das Museum nach 1891 in Zürich gebaut werden.

Für Erwachsene konzipiert, orientierten sich die Museen an «Standardbesucherinnen und Standardbesuchern». Die Objekte waren nach museal-archivarischer Ordnung systematisch und fachwissenschaftlich angeordnet. Nicht Eingeweihte fühlten sich in den überfüllten Räumen in muffig-kalter Atmosphäre deplatziert und überfordert von der unnatürlichen Anhäufung

von Zeugen aus jahrtausendalten Kulturen. Die elitäre Position wurde gebrochen, als Museen mit der reformpädagogischen Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Volksbildungsstätte definiert wurden, und es gelang, Sammlungen und Ausstellungen auch abends und an Wochenenden für Werktätige zu öffnen.

Learning by Doing

Über amerikanische Reformpädagoginnen und -pädagogen, die das Gedankengut von Fröbel und Pestalozzi studiert hatten, kam es nach 1930 zu einer institutionalisierten Annäherung von Museum und Schule. «Learning by Doing» wurde zum Gedanken der Vermittlung: Nicht wie in der Schule mit Worten, sondern mit den Dingen selbst zu arbeiten, lautete der alternative Bildungsauftrag. Grosse internationale Museen begannen mit der aufkommenden museumspädagogischen Einsicht, «Bewegungs- und Berührungsverbote» aufzulockern oder aufzuheben.

In der Schweiz wurde das Thema «Museumspädagogik» in den 1980er-Jahren vor allem von der Schweizerischen Lehrerinnenzeitung aufgenommen: In Dänemark sei das neue Bildungsangebot gesetzlich verankert, Museen seien «mit Schülern vollgestopft». Von der «Manie, Schülern Arbeitsblätter in die Hand zu drücken», müsse aber abgerückt werden. Ein Fortbildungskurs für Berner Lehrpersonen zum Thema «Leben wie in der Eisenzeit» wurde im «Anti-Museum» von Lejre (Dänemark) angeboten. Die Begeisterung der Weitergebildeten hielt sich in Grenzen, da das eisenzeitliche Überleben darin bestand, ein «zurückgezüchtetes Eisenzeithuhn» einzufangen und mit dem Eisenzeitbeil zu schlachten. Aber man war sich einig, dass dieser Aufenthalt «bedeutend mehr Nachdenklichkeit über wesentliche Dinge ausgelöst hat».



Foto: Rabax63 – commons.wikimedia.org

In einem der ersten Museen auf dem Kapitol in Rom: Wölfin mit Romulus und Remus, den mythischen Gründern der Stadt Rom.

Home of 21st Century Education

Acht Sekunden verweilen Besucherinnen und Besucher durchschnittlich vor einem Objekt. Wie kann sich da Lernen oder Bildung einstellen? Basierend auf den sich wandelnden Lernbedürfnissen der heranwachsenden Kindergeneration, streben heute viele Museen die kulturelle Teilhabe aller an, auch derjenigen, die kaum am kulturellen Leben teilnehmen können. Die Aufmerksamkeit der Kinder folgt nicht den musealen Ordnungen. Kinder haben eine andere Sichtweise, sie unterscheiden nicht zwischen (vergangener) Wirklichkeit und Interpretation. Aber, so stellt die Museumsforschung fest, es ist das Verblüffende, das Andere, aber auch das Wiedererkennen, die Bestätigung von etwas Vertrautem, das die Menschen bewegt. So geht der konzeptuelle Ansatz heute von den Interessen und Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen aus und ermöglicht sogar Teilhabe am Planungs- und Gestaltungsprozess. Das Kindermuseum Creaviva im Zentrum Paul Klee in Bern versteht sich als «Kompetenzzentrum für praktische, erlebnisorientierte und interaktive Kunstvermittlung». Kinder sind dort eingeladen, «die Werke Paul Klees sehr detailliert zu betrachten». «Spielerisch» erproben die Kinder die Arbeitsweise des Künstlers und «schlüpfen in die Rolle von Kuratorinnen und Kuratoren». Das Creaviva darf das internationale Label «Home of 21st Century Education» tragen: «Through culture, the arts and play» könnten Kinder lernen, «how to create positive change for the future».

Gamification

Digitale Technologien ermöglichten in den letzten 30 Jahren schrittweise gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen. Digitale Hilfsmittel in den Ausstellungen können das Erleben vertiefen und zusätzlich spezifisches Wissen vermitteln. Szenografische und interaktive Elemente sowie Online-Angebote erweitern das Ausstellungsangebot. In der Schweiz sind 70 % der Menschen Internetnutzerinnen und -nutzer. Sie können über Audio- und Multimedia-Guides durch das Angebot navigieren oder Vermittlungsmaterial für Vor- und Nachbereitung betrachten. Schülerinnen und Schüler lieben jede Form von Rätsellösen, Quizparcours und Puzzles. Gamification ermöglicht zunehmend auch in Museen aktive Lernerfahrungen. Der «Unique Selling Point» jeder Ausstellung bleibt aber das sinnliche Erlebnis im Raum. Hier



Foto: Katharina Kellerhals

Die Ritterrüstung im Schlossmuseum Spiez dürfen die Kinder anziehen.

nun gibt es Museen, die Besucherinnen und Besucher mit einer Virtual-Reality-Brille auf eine Zeitreise schicken, zum Beispiel das Schweizer Zollmuseum in Brissago.

Ein Museum kann mit Bezug zur Gegenwart zum Aufklärungsort werden: in Kunstmuseen zur Reflexion der Vermarktung des Ästhetischen, in aussereuropäischen Sammlungen zur gegenwärtigen Problematik ehemaliger Kolonien, im Technikmuseum zu künftigen Möglichkeiten und Gefahren der Produktivkräfte, im Naturkundemuseum zur Zerstörung der Natur.

Bleibt das Problem mit dem Ritterhelm. Das Highlight für Kinder und weitere Interessierte im Schlossmuseum Spiez ist die Ritterrüstung im Turm. Hier wird sie nicht abgestaubt, sondern getragen, zusammen mit dem 15 kg schweren Kettenhemd. Kinder staunen über das Gewicht des Metalls und sehen durch die Schlitze, mit welcher eingeschränkter Sicht man Schlachten gewinnen konnte, wie zum Beispiel Adrian von Bubenberg in Murten.

Dr. phil. Katharina Kellerhals

ist Bildungshistorikerin und dekonstruiert bildungspolitische und erziehungswissenschaftliche Phänomene.

www.katharinakellerhals.ch

>>> Literatur   <<<